

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 202.

Mittwoch, 30. August.

1916.

## Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Räte van Beefer.

(Nachdruck verboten.)

(22. Fortsetzung.)

Dahinein fiel nun das liebevolle Interesse der vornehmen, gütigen Frau Amalie wie ein Funke in ein Pulverfaß. Alle angesammelte Zärtlichkeit loderte in heißen Flammen zu dieser hin. Fränze fand bei ihr, wonach sie in all dieser Zeit gedürstet hatte, Anerkennung, Interesse, Zärtlichkeit und Verständnis. Natürlich bis auf den einen Punkt, der wie ein finsterner Abgrund in Fränzes Herz lag, und in den sie auch die vorsichtigen, klugen Blicke und Fragen der liebevollen Frau nicht eindringen ließ. Aber gerade daraus schloß diese, daß da ein ergründenswerter Fall vorliege und wurde immer fester entschlossen, ihn wirklich zu ergründen. Nur Geduld und Stetigkeit, dann kam man überall zum Ziel, und diese beiden schätzenswerten Eigenschaften hatte die Freifrau im Laufe ihres reichbewegten Lebens gelernt, — zwar spät, aber hoffentlich nicht zu spät.

Mittlerweile war Eugen eingetroffen. Vater und Mutter erschrafen; er sah wie ein Gespenst aus, mager, farblos, mit hohlen, heißen Augen und trockenen Lippen. Frau Minchen machte ihrem Mann heftige Vorwürfe. „Das ist deine Schuld! Dein harter Wille hat den armen Jungen fast auf den Tod gebracht. In Sehnsucht hat er sich verzehrt. Er besitzt das warme Herz seiner Mutter, er ist mein echter Sohn! Ich will ihn glücklich sehen, unter allen Bedingungen.“

Der Vater seufzte. Seine letzten Hoffnungen erloschen. Der sah nicht aus, als wenn sein Sinn sich ändern wollte, der war verliebt wie ein Narr und rannte in sein Verderben, selbst wenn er mit offenen Augen gesehen hätte, daß es sein Verderben sei. Und dabei hatte er das ganze Weibervolk auf seiner Seite. Es war hoffnungslos, das Unkraut siegte. An der schwächsten Stelle seines blühenden Alters hatte es sich festgesetzt, diese erobert und sich damit seinen Standpunkt gesichert. Gut, da war nun nichts mehr zu machen, aber weiter sollte es auch nicht kommen. Er wollte es schon beschränken auf das magere Terrain! Die Dampfenbagage sollte doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben.

Ludovika seufzte übrigens ebenso wie er. Die beiden begegneten sich immer in ihren Gefühlen, wenn sie auch von verschiedenen Standpunkten ausgingen. Ludovika seufzte bei dem Gedanken, die Frau dieses Mannes zu werden. All ihre kühlen, klugen Berechnungen, der so hübsch abgerundete Voratz, sich unter allen Verhältnissen zu verheiraten, wollten Schiffbruch leiden vor der Erscheinung und der Art dieses Zukünftigen. Wenn die kluge, überredsame Mama jetzt nicht dagewesen wäre, so hätte sie vielleicht einen Gewaltstreich gemacht, die solide, sichere Zukunft im Stich gelassen und sich auf gut Glück wieder in die verrotteten, unsicheren Berliner Verhältnisse geflüchtet.

Aber nun stand die Freifrau dahinter. Sie wußte aus Erfahrung, daß der Sperling in der Hand besser sei als die Taube auf dem Dach. Sie hatte schon zu

viel Tauben davonflattern sehen und sie mahnte die ungebärdige Tochter an solch unsichere Flatterhaftigkeit, unter der sie sich auch schon die stolzen Lippen blutig gebissen.

Da beugte sich Ludovika der mütterlichen Klugheit und die Verlobung wurde heröfentlicht. Eugen kam auf das Vorwerk, das er fortan verwalten und auf dem das junge Paar wohnen sollte. Der Vater stellte alles gleich fest. Diesmal sogar ohne Rücksprache mit seiner Frau und ohne nach deren Wünschen zu fragen. Die Schmaroherpflanze sollte klar sehen, was ihrer wartete, daß es vorläufig, so lange er lebte, nichts mit der großen Herrschaft und Herrlichkeit würde, sondern alles im bescheidenen Stile bliebe, ganz so wie er und sein Minchen es auch seinerzeit gehabt hatten, kein Jota mehr.

Eugen war mit allem zufrieden. Er hätte auch in einer Köhlerhütte sein Glück gefunden, wenn Ludovika es mit ihm teilte. Praktischen Sinn besaß er gar keinen, ebenso wenig wie Empfindung für verfeinerte Lebensgenüsse; er brauchte für sich fast nichts und machte daher auch keine Ansprüche.

Ludovika knirschte mit den Zähnen und erklärte der Mama leidenschaftlich, daß sie nicht in das Armeeleutenthaus ziehe und kein Arbeitsweib werden wolle. Sie löse die Verlobung — sie —. Die Freifrau lächelte: „Daß dich doch nicht ins Bodshorn jagen, Kind. Der Alte will dich nur ängstigen und dazu treiben, wozu du in deinem Ungestüm fähig wärst. Sitze nur fest im Sattel, dann machen wir es, wie wir wollen und mein teurer, kluger Bruder muß sich duden. Ich finde schon Mittel, um unsere Stellung zu sichern.“

Kurz vor Veröffentlichung der Verlobung traf Fee wieder zu Hause ein. Es war mittlerweile auch in Ostpreußen Frühling geworden und Herr Schweichler, der sich in Wiesbaden mit seinem Rheumatismus so gründlich auseinandergesetzt hatte, daß er nun wieder mit frischen Kräften an seine landwirtschaftliche Tätigkeit gehen konnte, drängte schon lange auf die Rückkehr. Aber Frau Berta war dann immer mit dem Hinweis auf das rauhe Heimatsklima gekommen, dem man seine und Fees kaum gefestigte Gesundheit noch nicht aussetzen konnte, und damit hatte er sich dann beruhigen müssen.

In Wirklichkeit fühlten die genannten beiden Patientin sich so frisch und gesund, daß von Schonung keine Rede sein durfte. Besonders Fee, die diese Wochen dazu benutzt hatte, um endlich das zu werden, was Tante Berta seit Jahren von ihr erhoffte und prophezeite, ein prachtvoll gewachsenes Mädchen von ganz eigenartigem Reiz und stolzer Anmut. Der Schmetterling war endlich aus der Raupe gekrochen. Er hatte sich lange Zeit dazu gelassen, aber dann war es auf einmal mit voller Macht und in überraschender Lieblichkeit gekommen.

Alles hatte in diesen Wiesbadener Wochen zusammengezwirrt, um das ungelente, unfertige und un-



schöne Landkind so durchgreifend zu verändern, daß der Vater, der natürlich seinen Goldsajan schon in Königsberg auf dem Bahnhof empfing, mit weitgeöffneten Augen einen Schritt zurücktrat und statt eines normalen Willkommenrufes nur ein „Gottsdonner!“ über die Lippen brachte.

Da hing Fée auch schon an seinem Galse, lachte und weinte ein bißchen, herzte und küßte ihn und rief dazwischen immer wieder: „Himmlich war es, Vaterchen! Ach, wie ist die Welt schön! Aber so schön wie hier in der alten Heimat ist es doch nirgends auf Erden!“

Schweichlers lachten, der Vater schmunzelte und nickte und sah nur immer sein Mädel an. Herrgott, war das denn wirklich sein Goldsajan? — Ja, die goldenen Haare waren noch dieselben, aber, — sieh, sieh! Wie die Bäckchen jetzt die weiße Stirne umrahmten, wie sie sich bauschten und zierlich geordnet waren. Und das in der Krankheit so lang und blaß gewordene Gesicht jetzt so rund und rosig, die schmale, hochaufgeschossene Gestalt voll und kräftig. Ganz anders sah sein Kind aus, fast fremd, — fast fremd! — Nur der rote Mund plauderte noch im alten, vertrauten Ton und in den goldbraunschimmernden Augen der alte, klare Blick.

Tante Berta sah mit heimlichem Stolz triumphierend auf Fées Verschönerung. Halb und halb hatte sie das Gefühl, die alleinige Urheberin dessen zu sein, was den Vater in stummes Erstaunen versetzte und Frau Minchen so wie deren ganzer Umgebung imponieren sollte und mußte. Endlich würde die störrische Frau nun wohl einsehen, daß die Freundin immer recht gehabt, wenn sie von dem häßlichen Entlein einen stolzen, schönen Schwan erwartete.

Schön? Nun, das war vielleicht zu viel gesagt und nach Frau Minchens Puppen Schönheitsbegriffen würde es wohl nicht ausreichen, denn Fées Reiz hatte einen viel besondereren Charakter als den der Formvollendung und Farbenpracht. Es war alles so rein und frisch, so jungfräulich stolz und keusch an ihr; die Haut blütenart wie der Frühling und das Zusammenwirken des goldroten Haars mit den dunklen Augen von ganz entzückender Wirkung. Und die kraftvolle und zugleich anmutige Gestalt, das Lächeln, der Blick, — es war unmöglich, Fée in ihrer blühenden, holden Jugendfrische nicht reizend zu finden.

Die Tante Berta wenigstens fand sie reizend, und sie tat das nicht allein. Alle Leute, mit denen das Badelben sie zusammengeführt hatte, fanden das auch, alle, — und besonders einer. —

Die Mutter Rolf Schweichlers lächelte leise und glücklich vor sich hin, wenn sie daran dachte. Es war wirklich alles gekommen, wie sie es gewünscht hatte. Natürlich noch nicht voll entwickelt und fertig, wenigstens nicht in Fée. Aber das stand auch nicht zu erwarten. Fée war eben erst zum Leben erwacht, sie hatte oft noch etwas Traumwandelndes, still in sich Versunkenes, das sie wie in heimlichen Banden hielt und gegen manches, was ihr nahetreten wollte, vollkommen abschloß. Daher war wohl auch ihr Benehmen zu dem Kindheitsgenossen noch ganz in den Grenzen der Freundschaft geblieben, freilich einer Freundschaft, über die die junge Liebe leise hinweg wie Veilchenduft über Wiesengründe, noch in der Knospe, noch unter dem Grün eines unbewußten Hoffens versteckt, aber doch schon das wonnige Werden zärtlich verrätend.

Welch herrliche Wochen waren das für Frau Berta gewesen, wirkliche Frühlingswochen, wenn es auch draußen noch manchmal winterlich gestürmt und mit den Denzestagen gezaubert hatte. Aber drinnen sah sie ihr geliebtes Pflgetöchterchen körperlich und geistig aufblühen, sich entfalten und mit dem ganzen leidenschaftlichen Interesse der Jugend Eindrücke in sich aufnehmen, verarbeiten und sich daran bilden. Daneben ein schüchternes Erwachen weiblicher Eitelkeit, auch noch in der Knospe, aber unter dem Sonnenschein der liebevollen Anerkennung und Teilnahme, die man ihr entgegenbrachte gerade so weit aufblühend, wie es nötig

war, um Freude an sich zu finden und sich für Toilette, Körperpflege und Zierlichkeit zu interessieren.

Ehe das nicht etwas im Gange war, hatte die kluge Mutter den Sohn nicht nach Wiesbaden kommen lassen. Sie wollte durchaus nicht Vorsehung und Heiratsvermittlerin spielen, nicht um die Welt, aber trotzdem brauchte man nicht ungeschickt zu sein und das liebe Kind nicht in seiner unvoreilhaftesten Verfassung zu präsentieren.

Also war Rolf Schweichler erst zum Besuch der Eltern eingeladen worden, als Vater schon die schlimmste Zeit der Kur und Fée ausreichende Erholung hinter sich hatte und das Vierkleblatt verlebte dann herrliche Wochen in so voller Harmonie, so feinem Genuß alles Schönen und Großen, solch warmer Lebensfreude wie Fée, sie zu Hause nie gekannt hatte und darüber fast alles Heimweh vergaß.

Aber heimlich sah doch immer ein Stückchen davon in ihrem Herzen. Mitten in der höchsten Bewunderung des lieblichen Taunusgebirges, des rauschenden, sagenumwobenen Rheines, der wohlgepflegten Schönheit des Kurortes kam plötzlich ein sehnächtiger und doch stolzer Blick in die braunen Augen und manchmal sagte sie leise, halb trozig: „Aber bei uns ist es doch noch schöner. Die weiten grünen Wiesen und Felder, wenn die blühen und reifen, dann klopft einem das Herz vor Wonne! Und unser Wald, unser mächtiger Wald! Ach, Rolf, ich möchte doch nirgends anders leben als in unserer Heimat!“

Dann hatte Rolf glücklich genickt: „Ja, Fée, das wollen wir auch!“ Und fest die Lippen zusammengebißen, um nicht mehr zu sagen.

Die Mutter hatte ihn davor gewarnt und er fühlte selbst, daß Fée noch weit, weit von dem stand, was ihm beim Zusammensein mit ihr das Herz so heiß und selig schlagen machte. Er wußte selbst nicht, wie das so schnell über ihn gekommen war. Vor kaum Jahresfrist, damals am Einsegnungstage, hatte sie ihm noch ganz kindisch und reizlos geschienen und das Herchen Fränze hatte ihn mit ihren Blicken und ihrem Gepläuer so bestritten, daß er der Nachbarin zur Rechten fast ganz vergaß. Das arme, süße Ding war still von der Festtafel fortgeschlichen, ohne daß er es merkte! Jetzt konnte er sich das gar nicht vergehen und begriff es auch kaum. Die Erinnerung daran beängstigte ihn oft und einmal hatte er Fées Hand ergriffen und gefragt: „Bist du mir auch nicht böse, Fée, daß ich dich damals an deinem Einsegnungstage so vernachlässigte? Ich kann es mir gar nicht vergessen, daß du plötzlich verschwunden warst, niemand wußte wohin?“

Ihre Hand hatte in der seinen gezußt, sie war erst dunkelrot und dann ganz blaß geworden und in eine so wunderliche Verwirrung geraten, daß er seitdem die geheime Hoffnung nährte, sie wäre damals auf Fränze eifersüchtig gewesen und sei zu stolz, um die Erinnerung daran zu ertragen. Sie blieb auch die Antwort auf seine Frage schuldig und war an jenem Tage so still und schen, daß er nie mehr wagte, auf die Sache zurückzukommen. Seine Mutter hatte wohl recht, man mußte mit ihr vorsichtig sein und zart und langsam um sie werben. Sie war so ganz anders als alle Mädchen, die er sonst kannte, immer noch halbes Kind und dabei doch voll erblüht und manchmal so reif in holder, kluger Weiblichkeit. Er liebte sie, liebte sie wie seine Heimat, aus deren Boden sie erblüht war und deren herbe, reine Frische sie in sich trug. Ja, er meinte sogar, daß er sie schon immer geliebt habe, all die Jahre ihrer Kindheit hindurch, das wilde, trozige Kottöpfchen, das immer klar wie ein Quell, angebärdig wie ein junges Füllen und dabei weich und zart wie eine Frühlingsblüte gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)



Was ist des Weibes ganze Klugheit und Stärke? Liebe. Und was ist seine ganze Torheit und Schwäche? Auch wieder Liebe. Reichel.



# Auf der Pilzsuche.

Von Franz Völger.

Unsere heimischen Speisepilze sind nicht nur ein wohl-schmeckendes und unseren besten Gemüsen gleichwertiges Nah-rungsmittel, sondern auch, falls man sie selbst sammeln kann, ein recht billiges. Das ist in den jetzigen Zeiten allgemeiner Lebensmittellknappheit und Teuerung eine recht wesentliche Sache, und so werden sich denn in diesem Jahre, das glück-licherweise ein gutes Pilzjahr ist, recht viele aufmachen, um die Schätze zu bergen, die uns die Natur in Feld und Flur, in Wald und Heide mit freigebiger Hand spendet.

Freilich, die Pilzsuche ist eine Beschäftigung, die recht ge-wissenhaft ausgeübt werden muß, wenn man sich und die Seinen vor schwerem Schaden bewahren will. Unbedingtes Erfordernis ist eine gründliche Kenntnis unserer Speisepilze und der etwa sieben giftigen Arten, die bei uns vorkommen. Gerade unser giftigster Pilz, der Knollenblätterpilz, steht in jugendlichem Zustand unseren Champignons verzweifelt ähn-lich und ist schon so manchesmal aus Versehen mit nach Hause getragen worden. Bei völlig ausgewachsenen Exemplaren ist ja eine Verwechslung so gut wie ausgeschlossen, da sich beide Pilze dann schon durch die Farbe der Lamellen, der strahlenförmig vom Stiel ausgehenden Blätter, ganz auffällig voneinander unterscheiden. Während diese beim Champignon rötlich- bis tief dunkelbraun sind, bleiben sie beim Knollen-blätterpilz stets weiß oder gelblichweiß, außerdem kann auch einem wenig geübten Auge die dicke, plötzlich abgesetzte Knolle am Grund des schlanken Stiels nicht entgehen. Dazu kommt noch der charakteristische Geruch, der beim Champignon ange-nehm mandel- oder nussartig ist, während der Knollenblätter-pilz widerlich leichenartig oder auch wie die Triebe über-winterner Kartoffeln riecht. Anders, wenn beide Arten nur wenig entwickelt sind. Da ist der Geruchsunterschied kaum wahrnehmbar, die Farbe der Lamellen auch beim geschlossenen Schampignon, der zudem noch an demselben Standort wie der Knollenblätterpilz vorkommt, weißlich und die knollen-förmige Verdickung des Stiels bei dem Giftpilz wenig in die Erscheinung tretend. Der Knollenblätterpilz ist auch deshalb ein so unheimlicher Geselle, weil schon wenige Exemplare ge-nügen, eine schwere Vergiftung herbeizuführen und die An-zeichen der Krankheit sich erst 10 bis 30 Stunden nach dem Genuß zeigen. Dann ist natürlich das Gift bereits ins Blut übergetreten, und ärztliche Hilfe kommt fast immer zu spät. Keun Behutel aller Todesfälle, die durch Giftpilze hervorgeru-fen werden, sind ihm zuzuschreiben.

Bei dem Pilzsammeln, das also mit einiger Sachkennt-nis betrieben werden muß, will überdies so manches beach-tet sein. Zunächst mache man sich nicht bei Regenwetter auf den Weg, da feuchte Pilze sich schlecht halten und leicht in Fäulnis übergehen, vor allem dann, wenn sie stundenlang in einem Korb getragen, in einem Rucksack gedrückt werden, und zu Hause wohl gar noch längere Zeit in einem warmen Raum stehen bleiben. Dann nehme man nicht alles mit, was einem gerade unter die Finger kommt, nur junge und ge-sunde Exemplare lohnen das Heimtragen. Alte, trodene, wurmförmige oder in Fäulnis begriffene Pilze müssen ja doch vor der Zubereitung weggeworfen werden, wenn man sich nicht einer schweren Gefährdung seiner Gesundheit aussetzen will. Aus dem vorstehenden Grunde halte ich deshalb das Abschneiden der Pilze immer noch für das Empfehlenswertere, obgleich neuerdings von verschiedenen Seiten gefordert wird, die Pilze beim Ernten vorsichtig aus der Erde herauszudrehen. Die Frage ist übrigens noch nicht geklärt, und mit der Vorsicht hapert es manchmal. Die Pilze werden einfach herausge-rissen, und damit auch ein großer Teil des Pilzgeflechtes (Mycelium). Schneidet man die Pilze ab, so wird so gut wie kein Schaden angerichtet, und gleichzeitig kann man sich leicht überzeugen, ob der Pilz gesund oder bereits von Maden durch-fressen ist.

Ganz besonders aber sei dem Anfänger immer und immer wieder gesagt, nur die Pilze zu nehmen, deren Nam' und Art er absolut sicher kennt. Alle anderen, mögen sie einen noch so vertrauenswürdigem Eindruck machen, soll er ruhig stehen lassen. Aber wohl bemerkt: Stehen lassen! Denn durchaus nicht jeder Pilz, den man gemeinhin für giftig hält, und des-halb im Vorübergehen gertrifft, verdient diese Bezeichnung.

Ganz besonders häufig betrifft dies verkehrte Vernichtungs-system z. B. nach meiner Erfahrung die Perl- und Panther-pilze (*Amanita rubescens* und *Amanita pantherina*), die in Form und Größe dem Fliegenpilz ähneln, sich aber doch ganz wesentlich von ihm unterscheiden, da ihr Hut graubraun, grau-rötlich, bläulich oder grau-braun ist, also nicht das leuchtende Scharlach- oder Feuerrot ihres giftigen Ver-wandten zeigt. In allen Pilzbüchern findet man sie überdies noch hin und wieder als giftig bezeichnet, das sind sie aber durchaus nicht. Wenn man nur junge Exemplare nimmt, alte sind übrigens stets durch und durch madig, und die Ober-haut abzieht, so erhält man ein außerordentlich wohl-schmeckendes und bekömmliches Gericht.

Sehr empfehlenswert ist es, die gesammelten Schwämme sogleich an Ort und Stelle zu reinigen und je nach Bedarf die Oberhaut abzuziehen, man erspart sich dadurch zu Hause viel Mühe und Verdruß. Gut ist es auch, die Stiele der Ränge nach zu durchschneiden und die Hüte zu halbieren, um von Maden durchfressene Stellen zu beseitigen. Blättchen und Röhren, das sog. Gutfutter, wegzuschneiden, ist aber — aus-genommen bei älteren Exemplaren — durchaus unnötig, im Gegenteil, gerade diese Fruchtschichten sind reich an Nähr-stoffen und Nährsalzen. Nicht unwichtig ist schließlich auch die Frage des Transports. Meist werden die Pilze in ein Tuch, in einem Sack oder in ein Netz gesammelt, und darin — von recht praktischen Leuten — wohl gar im Rucksack nach Hause getragen. Das ist allenfalls angängig bei besonders festen Pilzen, u. a. dem Steinpilz und dessen nächsten Verwandten, durchaus aber zu verwerfen bei allen zartfleischigen und zer-brechlichen, so dem Champignon, Perlpilz, Pantherpilz, echtem Reizler usw. Das beste Sammelgefäß ist und bleibt der Korb, in diesem werden die Pilze nicht gedrückt und zerbröckelt, und gleichzeitig kann die Luft kräftig zirkulieren. Auch ein Papp-karton, der mit dünnen Holzleisten versteift ist und an einem breiten Riemen getragen werden kann, ist zu empfehlen. Will man aber doch Netz, Tuch oder Sack nehmen, so gebrauche man wenigstens die Vorsicht, in dessen Grund ein rundes Brettchen oder den Deckel eines kleinen Korbes zu legen, um die durch diese Transportmittel bedingten Beschädigungen der Pilze einigermaßen zu verhüten.

Zu Hause sehe man die gesammelten Pilze noch einmal durch, reinige sie nochmals und bereite sie womöglich noch an demselben Tage zu. Es ist außerordentlich bedenklich, die Pilze stunden- oder tagelang im warmen Zimmer eng zusam-mengegedrückt, womöglich gar noch in einem geschlossenen Ge-fäß, stehen zu lassen. Sie zerfallen infolge ihres reichen Wassergehalts überaus rasch, und so können selbst völlig einwandfreie Pilze schon am nächsten Tage teilweise verdorben sein, abgesehen davon, daß Insektenlarven, die in den Pilzen waren und trotz sorgfältiger Prüfung im Wald übersehen wurden, ungestört ihr Zerstörungswerk fortsetzen können. Festerer Pilze sind selbstverständlich widerstands-fähiger, aber bei vielen weichen Pilzen ist ein Stehenlassen über Nacht unbedingt zu verwerfen. So dürfte z. B. das weit-verbreitete Urteil von der Giftigkeit der Perl- und Panther-pilze daher rühren, daß sie hin und wieder erst am nächsten Tage zubereitet wurden, und dann zu schweren gesundheit-lichen Schädigungen führten, weil sie eben schon in Fäulnis übergegangen waren.

Wer die vorstehenden Winke beachtet, dem wird nicht nur das Pilzsuchen an und für sich viel Freude bereiten, er wird auch bald die „Schwammerl“ als eine recht wohl-schmeckende und nahrhafte Zutat kennen und schätzen lernen. Die frühe-ren Angaben über den Nährwert der Pilze haben sich zwar als übertrieben herausgestellt, obgleich die Wissenschaft bei diesem schwierigen Kapitel noch lange nicht das letzte Wort gesprochen hat, so viel steht aber fest, daß sie unseren besten Gemüsen völlig gleichwertig sind. Aus diesem Grunde sind alle Veranstaltungen aufs wärmste zu begrüßen, die die Kenntnis unserer heimischen Pilze in immer breitere Schich-ten unserer Bevölkerung tragen wollen und das vielfach tief-eingewurzelte Vorurteil gegen den Pilzgenuß bekämpfen. In vielen Gegenden Österreich-Ungarns, Rußlands, Italiens, Frankreichs und Süddeutschlands sind die Pilze ein Volks-nahrungsmittel im wahren Sinne des Wortes, in mittel-, nord- und westdeutschen Gebieten aber kennt und bewertet man bestenfalls einige wenige Arten, so, hier und da begeg-net der Pilzgenuß einem ausgesprochenen Widerwillen.



Millionenwerte gehen dadurch unserem Volksvermögen verloren, und das ist um so bedauerlicher in einer Zeit, in der wir wahrlich alle Ursache haben, mit unseren Nahrungsmitteln recht haushälterisch umzugehen.

## 22 = Bunte Welt. = 22

### Aus der Kriegszeit.

**Das Eisene Kreuz als Schutzzeichen.** Von der Westfront wird uns geschrieben: Verträumt liegt die kleine französische Stadt da, als gebe es keinen Krieg. Auf den Straßen spielen die Kinder harmlos und vergnügt, der Kohlenmann ruft sein eintöniges „charbon“. An den Krieg erinnern nur die Feldgrauen, die aber von den Einwohnern längst nicht mehr als Feinde angesehen werden. Freundliche Grüße werden ausgetauscht, und manches Kind springt einem Soldaten, den es kennt, fröhlich entgegen. Und noch eins erinnert daran, daß man sich immer noch im wilden Ringen befindet: das dumpfe Donnern der Kanonen von der Front her, das plötzlich einsetzt und nach längerer oder kürzerer Dauer plötzlich aufhört. An all das haben sich die Franzosen längst gewöhnt. Sie gehen wie auch sonst ihrer gewohnten Beschäftigung nach und trösten sich über manche Unbequemlichkeiten und Entbehrungen gleichmütig mit dem Ausruf: „C'est la guerre!“ Da wird die friedliche Stille des heißen Sommernachmittags jäh unterbrochen durch ein allen nur zu bekanntes Geräusch: durch das Surren von Propellern! Alles stürzt an die Fenster, auf die Straßen! Manche Frauen sogar in der leichtesten Bekleidung. Flieger kommen! Die Gesichter der Leute nehmen einen verstörten Ausdruck an, und die Blicke scheinen zu fragen: „Sind es Engländer oder Deutsche?“ Der Franzose kennt ja die Engländer; er kennt die rücksichtslosen „Alliierten“, die — wie man daheim aus den Tagesberichten unserer Obersten Heeresleitung weiß — nicht nur deutsche, sondern auch französische und belgische Städte ohne jeden Sinn und Zweck häufig genug mit Fliegerbomben belegen. Und mit welchem Erfolg? Friedliche Franzosen und Belgier, Männer, Frauen und Kinder, müssen ihr Leben lassen oder werden zu Krüppeln. Friedliche Heimstätten werden zerstört, und Eigentum wird vernichtet. Das sind die „Helbentaten“ der Engländer. Daher auch die Angst der Franzosen, die lange Frage, wenn das Surren der Propeller hörbar wird: „Sind es Engländer oder Deutsche?“ . . . Jetzt kann der Blick des Beobachters einzelne Flugzeuge unterscheiden. Drei — vier — kommen heran, da erscheint noch ein fünfter Apparat! Ein ganzes Geschwader taucht aus den Wolken hervor und nähert sich dem Städtchen. Die Kinder hören auf mit dem Spielen und flüchten in die Häuser, die Passanten verschwinden in den Hauseingängen, als ob sie dort sicherer wären. Auch der Kohlenmann hält sein kleines Gefährt an; er vergißt ganz seinen Ruf „charbon“, der ihm jetzt doch keine Käufer zuführen würde. . . Das Geschwader macht plötzlich eine kleine Wendung. Wie Riesenvögel liegen die Flugzeuge auf den blanken Sonnenstrahlen. Die grauen Flächen schimmern goldig im Licht, und wie mit einem Schlag ist auch die angstvolle Stimmung der Bevölkerung verschwunden. Denn man hat auf den Flügeln der Riesenvögel das Eisene Kreuz erkannt: es sind deutsche Flieger! Es ist die deutsche Luftpolizei, die dort oben ihres Amtes waltet und nicht nur über die Feldgrauen wacht, sondern auch über die verschüchterten Bewohner des feindlichen Landes. Wie ein Aufatmen geht es durch das Städtchen. Die Passanten kommen wieder aus den Vorgängen hervor, die Kinder setzen ihr lärmendes Spiel fort, und der Kohlenmann fährt gemächlich weiter. Charbon — n, charbon — n! Alle Angst ist verschwunden, denn dort oben hoch in der Luft wacht der „feindliche“ Deutsche und beschützt die Franzosen vor dem „verbündeten“ Engländer. (Zens. Bln.)

**Die Wachtparade des Landsturms.** Vom westlichen Kriegsschauplatz wird uns geschrieben: Es ist gegen Mittag. Obwohl heiße Sommersglut in den Straßen liegt, ballen sich auf dem großen Platz der französischen Stadt doch zahlreiche Menschen zusammen, Männer und Frauen und Kinder. Und zahlreiche Feldgraue mischen sich dazwischen. Ein überaus friedliches Bild. Als sei man garnicht im Kriege, sondern daheim im tiefsten Frieden. Nur die fremden Laute der Zivilisten, namentlich das temperamentvolle Schwätzen der Frauen erinnert daran, daß man sich in einer französischen

Stadt befindet. Was ist denn los, daß das Volk so zusammenströmt? Der Landsturm zieht auf Wache. Jeden Mittag, mit klingendem Spiel. Und das ist jeden Tag wieder ein reizvolles Schauspiel für die Franzosen wie für dienstfreie Feldgraue. In der Ferne hört man plötzlich die dumpfen Schläge der großen Trommel. Tschingbum! Tschingbum! Jetzt ist auch das Blech zu vernehmen. Und nun wälzt sich eine Riesenschlange heran. Kein glühendes Bild wie im Frieden! Kein „bunter Schmetterling“, wie es im Villenronschens Gedichte heißt! Bunte Uniformen gibt es im Kriege nicht mehr, und den glühenden Helm, der früher jeden Tag so sorgsam gepußt werden mußte, deckt der graue Überzug. Einzig und allein die Gewehrläufe funkeln ab und an in der Sonne. Aber es ist das drohende Funkeln braunen Metalls. Näher und näher kommt die graue Schlange. Einzelheiten sind erkennbar. Voran geht die „Musik“, das Trommler- und Pfeiferkorps, und dahinter die Musikkapelle: „Ich hatt' einen Kameraden, / Einen besseren find'st du nit!“ Der liebe fröhliche Marsch, den wir schon so oft gehört haben, und der uns immer wieder wie etwas Neues erklingt. Daheim pfeifen ihn die Buben, singen ihn die Mädchen auf den Straßen. Hier in Feindesland ist's ebenso. Die kleinen Franzosenbengels singen und pfeifen das Lied genau so wie die Buben daheim: „Die Vögelin im Walde, / Sie singen so wunderwunderschön! / In der Heimat, in der Heimat, / Da gibt's ein Wiederseh'n!“ Was die Kerlschen sich nur dabei denken mögen, wenn sie singen: . . . in der 'eimat, in der 'eimat . . . Jetzt sind die Kompagnien auf dem großen Platz angekommen. Alle Zuschauer drängen sich auf die breite Fußgängerinsel. Schnurgerade ausgerichtet marschieren die Gruppen vorüber. Große, stramme Männer sind es, die Landstürmer. Breite, wuchtige Gestalten, die fest einhererschreiten. Der Rücken ist ungebeugt, trotz des schweren Tornisters. Die meisten tragen einen dichten Vollbart oder einen gewaltigen „Schnauzer“. Viele Blicke der Bewunderung habe ich gesehen aus manch schönem Frauenauge. Und rüchrich, ein Vergleich fällt nicht gerade zugunsten der kleinen, durchweg schwächlichen Franzosen aus. „Achtung!“ — Der Exerziertritt wird aufgenommen. Der Parade marsch beginnt. Her die Augen, ihr jungen Rekruten, wenn ihr sehen wollt, wie ein deutscher Parade schritt gemacht wird! Die Kompagnien marschieren mit einer Wucht dahin, daß das Pflaster erdröhrt. Plötzlich erstarrt die große Kolonne. Nirgends mehr eine Bewegung! Die Gruppen schwenken ein. „Achtung!“ — „Präsentiert das — Gewehr!“ Das ist der große Augenblick, auf den die Franzosen neugierig sind. Emsig spähen sie an der langen Front entlang. Aber jeden Tag müssen sie aufs neue zu ihrer großen Bewunderung feststellen, daß auf das Kommando sämtliche Gewehre wie mit einem Ruck in die Präsentierlage fliegen. Wie ist das nur möglich? fragen die Blicke, die von einem zum andern wandern. „Das ist deutscher Schneid“, sagen die Blicke der Feldgrauen, die sich jeden Tag über die Gesichter der Franzosen amüsieren, „das ist die Disziplin, durch die Deutschland groß geworden ist!“ — Dröhnenden Schrittes marschieren die einzelnen Wachen jetzt an dem Herrn Hauptmann vorüber. Auch er ist kein junger Mann mehr. Ein langer, schlohweißer Bart umrahmt sein Gesicht. Mit 65 Jahren noch ist er ins Feld gezogen. Aber aufrecht und stramm sitzt er auf seinem Gaul, und seine Kommandos erschallen so laut über den Platz, als habe er sein ganzes Leben lang kommandiert. Und seine Augen funkeln wie die eines Jünglings, wenn er seine Landstürmer stramm vorbeimarschieren sieht! — Vorbei ist die „Musik“. Die Menschen zerstreuen sich nach allen Seiten. Das gewohnte Alltagsbild tritt wieder in seine Rechte. Wer eine Wachtparade des deutschen Landsturms im Felde mitangesehen hat, der vergißt das eigenartige Erlebnis so leicht nicht wieder. (Zens. Bln.)

**Schlechte Geschäftszeit für die englischen Wahrsager.** Während im ersten Kriegsjahre das Geschäft der Wahrsager in den meisten Ländern in beneidenswerter Blüte stand, scheint das Publikum durch die zahlreichen nicht eingetrossenen Friedensprophezeiungen heute von seinem Interesse für die Wahrsagerkunst bereits so weit geholt zu sein, daß es sich kaum empfehlen dürfte, diesen Beruf zu ergreifen. Wie schlecht es heute um den Geschäftsstand der Wahrsager in England bestellt ist, geht aus dem Tagebuch eines indischen Wahrsagers namens „Napert de Montmorency“ hervor, der von dem Manchester Polizeigericht wegen seiner schwindlerhaften Künste zu einer Geldstrafe von 200 Mark verurteilt wurde. In dem Tagebuch findet man u. a. die folgenden Bemerkungen: Glasgow schlechter Geschäftsstand; in zwei Wochen nicht mehr als 12 Schilling eingenommen. Cork: nicht empfehlenswert; drei Schilling in vier Tagen. Cardiff: übel; überhaupt kein Geschäft gemacht. Wadpool: nicht gut. Am wohlsten scheint der Wahrsager sich noch in Manchester befunden zu haben, da er dort ungefähr 200 Mark einnahm. Doch sein Unglück wollte, daß diese Summe gerade der Polizeistrafe gleichkommt.